

Verlust der Utopie?

Der Zusammenbruch der östlichen kommunistischen Herrschaftssysteme zerstört die Utopie eines „realen Sozialismus“. Dieser Vorgang ist für die Menschen im Osten Europas verhängnisvoll; denn der Ruin eines Systems hinterläßt seine Spuren nicht nur in wirtschaftlichen Trümmern, sondern auch in weltanschaulichen Desorientierungen. Diese sind auch im Westen bei denen zu befürchten, die jenseits der Mauer das eigentlich lebenswerte Leben zu entdecken vermochten. Jürgen Habermas hielt noch 1985 das „Gerede über einen neuen deutschen Nationalismus“ für „Unsinn“ und die Sehnsucht „nach der verlorenen deutschen Identität“ für „verkitscht“. Er mag mit dieser Option für den „Sozialismus“ und mit dieser Skepsis der Einheit der Nation gegenüber für manche Intellektuelle stehen, die sich in ihren Vorurteilen behaglich eingerichtet hatten. Auch diese eher fragwürdigen Sicherheiten sind zerstört. Die Aggressionen sind verräterisch; sie setzen sich in krasse Aussagen um.

Diese Entwicklungen lassen befürchten, daß fortan jedes Denken, das sich nur im Entwurf der Zukunft nähert, in Mißkredit gerät. Utopie und Traum, Verheißung und Vision scheinen obsolet; denn sie versuchen, die Menschen in eine dunkle Zukunft hineinzuschicken, nicht nach der Generalstabskarte einer erprobten Logistik, sondern allein mit dem untrüglichen Gefühl, daß die konkret erlebte Welt und Gesellschaft nicht die menschenfreundlichste sein könne. Ein solches Urteil entsteht in alltäglicher Erfahrung aus dem Vergleich zwischen der Realität und der Sehnsucht, der Verheißung, dem Traum. Die Utopie kann sich dann zum aufrufenden Kontrastprogramm der Veränderung erheben: aus der Not, von der sie sich abstößt, oder aus der Verheißung, an die sie sich hält.

Kann der Mensch ohne eine solche Überwindung der Grenzen der Gegenwart leben? Gewiß nicht. Er wird sich immer wieder ausstrecken, den Komparativ zu verwirklichen. Damit aber gehört die Utopie zur Condition humaine. In ihr ist der Mensch sich selbst voraus und sich zugleich auf der Spur.

Wo aber aus Resignation an die Stelle von Träumern und Propheten die Buchhalter treten, wird die Utopie als „bloß eine Utopie“ „kleinkaufmännisch“ abgewertet. Einer solchen Einschätzung wird unverständlich bleiben, was Ernst Bloch über die Utopie schreibt: „Das Fernziel ist tänzerisch, greift in die Phantasie, hat einen moralischen Hintergrund.“ Muß demnach die Utopie gerade ihrer ungewohnten Form, ihrer totalen Inanspruchnahme, ihres Ethos wegen ernstgenommen werden? Auf jeden Fall wird deutlich: Sie ist mehr als eine Spielerei von Träumern, selbst wenn dann die „Nahziele“ zuerst gekannt und verwirklicht sein wollen, in denen auch die Zuversicht erprobt wird.

Die Utopie einer neuen Gesellschaft griff immer auf jene Hoffnungsgeschichte zurück, die auch aus religiösen Quellen gespeist war. Nicht ohne Grund ist die erste „Utopie“ von dem Christen Thomas Morus verfaßt. Utopische Entwürfe partizipierten an religiösen Sehnsüchten, wie sie im Paradies, in der heiligen Stadt Jerusalem, in der großen Völkerwallfahrt, im Reich Gottes ihre Stichworte fanden. Auch die Ideale Lenins wurden von Ernst Bloch auf den Satz gebracht: „Ubi Lenin, ibi Jerusalem“ – „Wo Lenin, dort Jerusalem“. Diese prägnante Formulierung bringt wieder zusammen, was theologiegeschichtlich immer vereint war: die Utopie und die Hoffnung, selbst dann noch, wenn beidem als gesunkenem christlichem Kulturgut seine transzendente Begründung abhanden gekommen war. Auch dann noch lag auf der Utopie der Glanz christlicher Verheißung, und die Hoffnung wurde von einem Glauben getragen, der noch in seiner Anonymität die Kraft eines Fundaments hatte. Die Utopien wiesen immer auf Propheten zurück. Leider hielten sie in vielen Fällen nicht den Vergleich mit Jesaja oder Ezechiel aus.

Die derzeitige Umbruchsituation stärkt den Zweifel, ob auch diese religiöse Begründung der Utopie fragwürdig geworden sei; denn sonst könnte nicht alles so abgrundtief zu Bruch gehen. Die eigentliche religiöse Krise der Wendezeit ist die Krise ihrer Hoffnungen. Was hält noch? Woran kann man sich noch halten? Tiefer als die Krise in kirchlichen Verhaltensweisen im Osten Europas scheint jenes existentielle Sinnvakuum zu gehen, das sich nur noch in den Halt materieller Güter flüchten kann. Ist es nicht tragisch, daß einem zerbrochenen marxistischen Materialismus nun ein praktischer Materialismus zu folgen droht?

Wo sind neue Utopien? Lassen sich in den Neuen Sozialen Bewegungen begründete und begründbare Hoffnungen investieren? Im Frieden, in der Bewahrung der Schöpfung, in sozialer Gerechtigkeit, in der Gleichberechtigung der Geschlechter? Trägt noch der Traum von der friedlichen Völkerfamilie auf der einen Welt? Diese großen Worte werden nur dann ihre Faszination vor allem für die Jugend nicht verlieren und nicht eine moderne Beliebigkeit rechtfertigen, wenn sie von religiösen Motiven unterfangen sind. Johano Strasser schrieb in „Leben ohne Utopie?“, „Die aus der christlichen Vorstellung der Gotteskindschaft des Menschen erwachsene Losung der ‚Brüderlichkeit‘ mag für manches Ohr antiquiert und weltfremd klingen. Sie ist aber aktueller denn je.“ Im Dienst der Sache plädiert er dann für die „Ressource Solidarität“. Kann aber Solidarität in ängstlichen Andeutungen begründet werden, in der Berührungsangst vor der Religion? Die Utopie einer universellen Gemeinschaft der Menschen bedarf, vermutlich in variabler Ausdrücklichkeit, eines religiösen Grundes. Die Kirchen sind herausgefordert. Sie hätten die Chance, die Motivationen zu bringen. Hoffentlich sind sie nicht nur mit sich selbst beschäftigt, und hoffentlich haben sie die angemessene Sprache und die nötige Glaubwürdigkeit. Es ist die Stunde der Utopie.

Roman Bleistein SJ